III. Jahr Heft 5

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

L. E. Tesar: Gesellschaftliche Mönche / Carl Dallago: Gedichte / Hugo Neugebauer: Zur Würdigung Theodor Däublers / Viktor Bitterlich: An Theodor Däubler / Desider Kosztolányi: Im Herbst / Georg Trakl: Gedichte / Otto Zoff: Hymnus / Robert Zellermayer: Die Schildkröte / Guido Höld: Das Nachten / Carl Dallago: Kleine Sämereien / Bruno Frank, Carl Dallago, L. v. Ficker: Nochmals ‚Politik' / Karikaturenfolge 53: Max v. Esterle: Theodor Däubler

Brenner-Verlag-Innsbruck

alters sind die organischen Vorläufer der sozialen Verbände von heute.

Wo unsere Zeit aus dem „Verband" heraus schafft, wie in den rein technischen Werken, trägt sie unverkennbare gothische Spuren. Die Kirchen und Rathäuser, die im neunzehnten Jahrhundert nach gothischen Vorlagen gebaut wurden, werden stets eine Schullächerlichkeit bleiben, jene Häuser aber, die nur Häuser sind, jene Brücken, die nur Brücken sind, haben gothisches Gepräge. Sie sind Symbole einer Gemeinschaft. Ihre Musik ist hart, ja unfreundlich, aber sie ist die zwingende Musik eines streng geschulten, starken Chores. Auch die eisernen Fachwerke der Brükken — sofern diese tatsächlich ihrer Bestimmung gemäß konstruiert sind —, auch die Gliederungen der, freilich wenigen, des Wohnens halber gebauten Häuser haben den Akzent der Unverrückbarkeit des „Seins", an welchem die ewigen Fluten der Bewegung spurlos abzurinnen scheinen; jedoch auch in ihren Parabelbögen, in ihren immer irgendwo willkürlichen Konturen sitzt die Erkenntnis der Vergänglichkeit und die Sehnsucht nach ihr. Die sind in die Werke geflossen aus der gleichen seelischen Stimmung, welche den sozial verbundenen Arbeitenden stets von neuem die Träume utopischer Gesellschaftsformen schenkt. Die Träume einer sozialen Gerechtigkeit. Der religiöse Mönch versetzte sein Zukunftsreich in andere Räume, der technische Mönch versetzt es in andere Zeiten. Der niemals schweigende Zweifel, daß dieses Reich ein Hirngespinst sein könnte, drückt jeder Gothik das Sterbelächeln ins Antlitz. Die Trauer der mittelalterlichen Kirchen ist verwandt der Wehmut unserer fein gewölbten Brücken und der Strenge unserer zweckbrutalen Häuser. Der Organismus, mag er individuell oder sozial sein, welcher die Ausdrucksform für seine bewegte Seele gefunden hat, ist reif. Was reif ist, fällt jedoch.

— — — — — — — — — — —

Entſpricht das Bedürfnis nach dem „Flächen"-Charakter der Architektur und der ihr dienenden Künſte und Kunſtgewerbe *individualiſtiſchem* Empfinden oder *ſozialem* Empfinden? Die „Fläche" der Wände und der Möbel und der Häuſer erlöſt den Wohnenden und Wandelnden von der zu lauten Sprache der Umgebung; ſichert ſie ihm aber die Beſchränkung auf das Selbſt? Gleichen die unter die Ruhe der Fläche gezwungenen Zimmer nicht den Zellen der Mönche? Der Mönch jedoch fühlt ſich als *Teil*, allerdings in ſich ſcheinbar ſelbſtändiger Teil einer höheren Einheit. Die Fläche im Zimmer garantiert das geſchloſſene Ich *nicht*, der von ihr gebildete Raum ſtörte, durch ſeine vordringliche Beſcheidenheit, den fauſtiſch Einſamen. Aber die gegenwärtige Zeit iſt auch von keiner Geſtalt weiter entfernt als von jener des Fauſt; was ſie am Goetheſchen Werke als höchſtes einſchätzt, iſt das unfauſtiſche ſoziale Ende. Die Fläche befreit von der Peinlichkeit, jeden Augenblick durch eine andere Ecke oder ein anderes Möbel geſtört zu werden, indes ſie verlangt die *Anpaſſung* des Bewohners an die Regel. Sie ermöglicht den Gentleman. Gentleman und Arbeiter ergänzen ſich gegenſeitig. Sie ſind zwei Stufen des heutigen Ordens „Geſellſchaft". Beide haben Mönchsformen, nur iſt der Asketencharakter bei jenem reiner. Die erſte und letzte Bedingung beider iſt die Erziehung des Ich zur Ordnung ruhigen Lebens mit den anderen. Gentleman und Arbeiter ſind Helden, wenn ſie im Trotte marſchieren. Ihre Gegenſätze ſind die Könige und Bauern, die Künſtler und Fanatiker. Der Trieb Mönch zu werden iſt wohl männlicher Art, doch die Mönch — nicht Einſiedler — Gewordenen nehmen mehr und mehr feminines Gebahren an. Sie gewinnen ihre Einſamkeit um den Preis der Ausſchaltung des vorlauten Selbſt. Sie retten das Ich aus der Abſorption durch die Familie in jene durch den Orden.

Der Fläche haftet Weibliches an. In Wien, der Stadt

der Frauen und Tenöre, der Stadt mit der Umgebung weich geſchwungener Berge, erreichte der Kultus der Fläche ſeine feinſte Vollendung. Ja, die Bevölkerung nahm dort gegen die rückſichtsloſe männliche Flächennacktheit an Hausfronten Stellung und zwang den Architekten zu ornamentalen Gliederungen. Das Ornament der Fläche läuft auf die ſtiliſierte weibliche Kurve hinaus. Die Buſenkreiſe zittern nach in der Spirale und die Hüfte leiht ihre Schwellung der Ranke. Die Künſtler Wiens lieben Sandro Botticelli, den femininen, nervöſen, aber kühlen Meiſter, welcher einſt die Flächen ſchmückte, zwiſchen denen die platoniſche Geſellſchaft des mediceiſchen Lorenzo dialogiſierte und die tatgierige Wirklichkeit vergaß.

Botticelli war Gothiker. Seine Wände zerbrach bald nachher Michelangelo. Dieſer, der die Zeichnungen ſeines Landsmannes unerreicht hoch ſtellte, wühlte ſeine Hände in den Marmor ein, bis der Stein animaliſches Leben gewann und ſich aufbäumte wie ein Tier. Michelangelo, der in ſeinen Briefen und Gedichten unentwegte Platoniker, wurde als bildender Künſtler Platos Widerſpruch. Er vernichtete die Fläche. Vernichtete mit ihr jedes doriſche und mittelalterliche Mönchsideal. Es hatte ſich fertig gelebt. Botticelli und Lorenzo hatten der gothiſchen Sehnſucht nach dem „Sein“ noch einmal Ausdruck gegeben, aber die gothiſche Klage von der Vergänglichkeit und dem Tode war lauter als das Träumen jener geweſen. Durch den Feſteslärm des mediceiſchen Fürſtenhofes ſchauerte das Sterbeläuten. Mit Lorenzo verblich der letzte der platoniſchen Mönche. Michelangelos Grabdenkmäler ſind Gebäude aus Menſchenleibern, die Fronten ſeiner Paläſte reckende Gigantenglieder; ſeine Kranzgeſimſe treten vor wie die Augenbrauen muskelgewaltiger Rieſen; ſeine Stiegen krümmen ſich gleich den Rücken gefeſſelter Titanen. Er machte das Bauwerk zum tieriſchen Organismus, der den Menſchen nicht mehr in eine

beruhigende Stimmung befreite, sondern zum Kampfe forderte. Die Barocke begann; die Zeit der im Trotz Bewegten. Aber als diese herrschend geworden waren, trugen sie die Leiden und die Wonnen der Endenden in sich wie die gothischen Mönche vor ihnen.

Auch die Mönche um uns sterben. Um so gewisser, je sicherer sie sich gebärden. Sie sterben an der Festgefügtheit ihrer Verbände, die die verwaisten Träume umflattern wie Raben die Schlachtfeldlazarette; sie sterben an dem schmeichlerischen Gifte ihrer Flächen. Eine neue Barocke begehrt heute Einlaß. Mit männlicher Faust wird sie die Reste der verweibten Gesellschaft vor ihr zertrümmern. Doch wenn sie dieses Werk vollendet hat, wird sie sich einsam fühlen — ihr fehlt der Widerspruch — und für die Bahre vorbereiten.

— — — — — — — — — — —

Das Merkmal der mönchischen und ritterlichen Orden war ihr Gelübde. Nicht der Inhalt des Gelöbnisses, sondern die Tatsache einer Angelobung. Das Gelübde ist — gleichgültig ob es aus Ueberlegung eingegangen wird oder ob es im Rausch des Gefühles beschworen — die Anerkennung der persönlichen Schwäche und der Notwendigkeit gesellschaftlicher Vereinigung im Kampfe der Arten und der Individuen. Es ist auch dann diese Anerkennung, wenn der Zweck des Ordens nur der wäre, dem einzelnen Mitglied für den Rest des Lebens ungestörte und völlige Einsamkeit zu geben. Die drei Versprechungen, die der Keuschheit, der Armut und des Gehorsams gegen den Orden, sind in Wirklichkeit eine einzige Gelobung. Die des Gehorsams. Das Ordensmitglied war selten keusch aus religiöser Ueberzeugung, sondern höchstens aus Interesse für den Orden. Der Orden wußte, daß mit dem Eintritt des Mannes in das Ordenshaus die geschlechtlichen Nerven und Muskeln des Mannes nicht verschwunden seien, er

geſtattete ihre Beruhigung, aber nur in einer Weiſe, daß der Verband nicht leide. Die Gelübde der Keuſchheit und Armut waren keine Gelöbniſſe der Enthaltung von geſchlechtlichem Verkehr und von Beſitz, ſondern Verſprüche, die begehrenden Inſtinkte ohne Schädigung, im Gegenteil zum Nutzen des Ordens und deſſen Zucht zu befriedigen. Das wird zu gern überſehen und entſtellt.

Das Merkmal der Angelobung beſitzen auch die geſellſchaftlichen Orden des Heute. Es iſt ein bloß äußerlicher Umſtand, daß der Eid nicht in laute und deutliche Worte geformt wird. Uebrigens geſchieht das bei der Aufnahme in den ſtaatlichen Beamtenſtand und in den Soldatenſtand, und vor allem beim Eintritt in das Offizierskorps. Die Ehebeſchränkung des Offiziers, die Vorſchriften über die geldliche Sicherſtellung der Gattin ſind keine Aeußerungen etwelcher Nächſtenliebe, ſie ſind eine kluge Maßregel — der Herrſchenden, als Ordensoberſten —, die Reinheit des Ordens „Offizierskorps“ zu erhalten. Sie ſind die dem Milieu angepaßten Keuſchheitsgelübde der früheren Orden. Den ſtaatlichen, dynaſtiſchen Wert dieſer Maßregel macht der Umſtand deutlich, daß die große Herde der ſtaatlichen Beamten, denen ſolche den Korpsgeiſt, das iſt die Ordensdisziplin, fördernde Vorſchriften fehlen (wegen des entwicklungsgeſchichtlichen Zuſammenhanges des Beamten mit der verachteten, nicht begehrten Kanzleiſchreibtätigkeit fehlen müſſen), eine viel unzuverläſſigere Stütze der Regierenden iſt als das Heer.

In den geſellſchaftlichen Orden der Gentlemen und der Arbeiter tragen die Mitglieder das ungeſprochene Gelöbnis an ihre Orden in Zeichen und Bildern zur Schau. Seien es Programme, ſeien es Zeitungen, ſeien es Sportklubnadeln.

Dieſe Gelübde, die das geſamte Leben des Gelobenden entſcheiden, müſſen auch deſſen geſchlechtlichen Teil regeln.

Weil die Versprechungen nur zu Gunsten der Verbände getroffen werden, diese aber verschieden sind, so wird auch die geschlechtliche Moral und die geschlechtliche Logik der Orden oder Kasten der Gentlemen und der Arbeiter verschieden sein. Innerhalb der Bünde aber sind sie von einem zum anderen gleich. Nicht nur die Triebe und Regungen und Aeußerungen der Arbeiter sind schablonenmäßig, auch die der Gentlemen.

Der Gentleman — ich empfinde vor diesem Titel nicht eine Spur jener Andacht, in welche das Wort und dessen normalgescheitelter Träger heute die feinbürgerlichen Philister versetzt; ich geize nach dem Namen Gentleman so wenig wie nach einem anderen Namen — der Gentleman erfordert die Ehelosigkeit. Er muß sie beanspruchen, weil er nur durch sie die Geschlossenheit seiner Klubzimmer, seines Schlafzimmers und seines Badekabinettes bewahrt, und er kann sie beanspruchen, weil eben diese Exklusivität seiner Räume immer wieder ihm die Frauen entgegenführt. Die Ehelosigkeit des Gentleman braucht allerdings keine theoretisch buchstäbliche zu sein. Standesrücksichten und andere Rücksichten mögen ihn zu einer Heirat zwingen. Die Einrichtung des Gentleman ist im Grunde zu unmännlich, als daß ihre Vertreter des widerstehenden und entsagenden Trotzes fähig wären. Was aber der Gentleman verlangt und auch durchsetzt, ist die — auch oder vor allem geschlechtliche — Unbeschwertheit vom Eheweib und der Familie. Die praktische Ehelosigkeit.

Die Arbeiter — ungeachtet aller gesprochenen und gedruckten Schmeicheleien für den heutigen Staat der niederste Orden — können ihren Bund nur durch die Pflege der Familie festigen. Es fehlen die Frauen, die ihren rohen Leibern außer den Familien aus Neugier und Eitelkeit aufwarteten, und ihnen fehlen die Münzen sich Frauen zu kaufen. Sie sind zur Befriedigung ihres Triebes, der

kaum jemals anders als polar iſt, auf ihren Orden angewieſen. Deſſen Disziplin und Intereſſe kehrt das Gelübde der Keuſchheit in ein ſolches häufigen Beiſchlafes der Frauen der Kaſte um. Iſt dieſe Kaſte doch auch für Fremde zu wenig begehrlich, als daß ſie ſich ihren Nachwuchs nicht ſelbſt erzeugen müßte. Die kaninchenhafte Fruchtbarkeit der Tieferſtehenden zwingt die Höhergeſtellten zum Nachgeben, wollen die nicht erſtickt werden durch die Maſſe der fordernden Leiber.

— — — — — — — — — — —

Unſere verweibte Zeit erlaubt ſich den Luxus, mit dem Namen Mönch das Bild eines bleichen traurigen Mannes zu verbinden ſtatt des eines disziplinierten, gewöhnlich geſunden Soldaten. Die Gegenwärtigen nennen darum „geſellſchaftliche Mönche“ jene ſchleichenden Männer, die von dem Weh klagen und unter dieſem vielleicht auch leiden, das die Geſellſchaft ihnen zugefügt, aber der Kraft ermangeln, die Geſellſchaft und die Nächſten von ſich abzuſchütteln.

Möglich, daß der Orden der „Verbittert Klagenden“ viele Mitglieder hat. Aber er iſt nicht — wie viele meinen — *Gegner*, ſondern er iſt nur *Teil* der Geſellſchaft, über die er jammert. Selbſt wenn er der Bote ihres nahen Endes wäre. Der Einſame klagt nicht *über* die Geſellſchaft, er klagt *wider* ſie. Seine Stimme zittert nicht nach gefälligen Ohren, ſie iſoliert ihn.

Zwei Gedichte / von Carl Dallago

Fort

Du biſt vom Dorfe fortgezogen wie die Schwalben.
Ich weiß nicht, wo du weilſt. Ganz ziellos irrt mein Schritt
durch ſtillgewordne Wälder, die ſchon falben.
Und fällt ein Schuß, erſchreck ich wie das Wild
und flücht hinaus zum Wälderſaum,
wo ich mich niederkau'r und träum... Unruhig tritt
in den verfalbten Glanz des Tags das Wieſenbild
vor mir und färbt ſich wie dein Haar. Und glühend wird
der Raum
und zieht mich in ſein Glühn. Und in die Wieſe drängt
dein Ausſehn ſich, das nun der Raum mit meiner Glut
umfängt.

In Fülle

Biſt du erwacht wie ich und fühlſt erwachen
das Blut in ſcheuer Kraft zu ſeinem Sein?
Und wirſt gedrängt dich aufzumachen !
Dich quält ein Durſt, er kommt zutiefſt vom Schoß
und läßt dir deine Pulſe beben,
du deuchſt dir Raum genug, die Welt in dich zu heben
und wehrſt dich noch, nur um allein zu ſein.

Und in mir ringt ſich eine Fülle los,
als flöß' ich über wie ein voller Becher,
bewegt vom großen Durſt in dir.
Ich glüh aus mir wie ſüdlich ſchwerer Wein,
begehr nach deinem Mund — nach einem Zecher,
der ſo wie du die Tiefen öffnet mir —
denn ſo will ich geleert — getrunken ſein!

Zur Würdigung Theodor Däublers*) / von Hugo Neugebauer

Wir andern ſind auf der Wanderſchaft begriffen, er aber ſteht bereits am Ziele, blickt auf den Ausgang zurück und wundert ſich, wie doch Anfang und Ende ſo Eins iſt in dem großen Kreiſe, der ſich zu ſeinem Werke geſchloſſen, vielleicht zu dem erſten Werke, worin die Sprache ſich ſelbſt ein Denkmal geſetzt hat.

Kein anderer Dichter unterwirft den Zuhörer ſo gewaltſam dem Gefühle von der Eigenmacht und Selbſtherrlichkeit der Sprache wie Däubler. Man muß nur einmal darauf aufmerkſam geworden ſein, um ſofort zu erkennen: Da ſchöpft nicht der Dichter, da erfaßt, da bildet und dichtet die Sprache ſich ſelbſt, ohne der Dinge zu achten, von denen ſie angeblich nur ein lautliches Abbild iſt. Es iſt der aus der Sklaverei der Dinge entlaſſene, ihr entwachſene Geiſt, der hier mit der ihm ebenbürtigen Sprache ein Hochzeitsfeſt feiert, das eigentlich ein Bakchanal aller ſchöpferiſchen Lebenstriebe iſt.

Däublers Werk iſt nicht ein realiſtiſches Miterleben der ſinnlich und geiſtig erfaßten Welt der Dinge, auch keine idealiſtiſche Verklärung des Welterlebniſſes, ſondern eine völlige Neuſchöpfung aus dem Geiſte der Sprache. Orphiſch dunkel rauſchen ſeine Verſe dahin, nicht anders als das Chaos rauſchen mochte, ehe die unerforſchliche Weltnotwendigkeit es in erkennbare Formen bannte und dadurch jene

*) Anläßlich der erſten öffentlichen Vorleſung Theodor Däublers veranſtaltet als zweiter literariſcher Abend des „Brenner“ am 22. November im kleinen Stadtſaal zu Innsbruck. — Das Programm enthielt im erſten Teil: „Schnee“ (ein Kapitel Autobiographie), „Ode an Rom“, „Sang an Piſa“; im zweiten Teil die folgenden ausgewählten Dichtungen aus dem „Nordlicht“: „Pan iſt erwacht“. „Nacht“, „Aſtraler Geſang“ und als Einlage „Goldene Sonette“.

Hemmungen schuf, die von Weltanbeginn das Leben wirken in seinen dunkeln, dumpfen, qualvollen Drängen. Was das bedeutet, wer es noch nicht wissen sollte, Däubler läßt es ihn ahnen, denn seine Dichtung ist der dröhnende Zusammenklang der tiefen Untertöne des Lebens und mahnt den Kundigen seltsam an das Erzgetöse der Korybanten vor der Grotte des idäischen Zeus.

Däubler ist der Dichter des Chaos und sein Werk die Geburt des Geistes aus dem Stoffe. Indem er, zur Sprache ausgereift, — ich muß an den Logos erinnern, der Geist und Wort ist — den Stoff verläßt, der ihn ausgetragen hat, stürzt er ihn unter sich in das alte Chaos zurück, das er war, ehe er den Geist in seinem Schoße empfangen hatte. Weiter waltet der Gezeugte in göttlicher Freiheit, aber eingedenk der Wortgestalt, die er vom Stoffe empfangen, ein tönend Gleichnis von des Stoffes Geheimnis, so dunkel, hart und starr, daß keines Geistes Sonnenstrahl es zu durchdringen vermöchte.

In dieser höchsten Bewußtheit des Unbewußten erblicke ich die Stärke des Dichters und zugleich die Wurzel seines orphischen Dunkels. Denn nicht will ich damit gesagt haben, daß er das Unbewußte zur Bewußtheit geklärt und geläutert habe — wer das vermöchte, hätte die Isis entschleiert und damit wahrscheinlich die bestehende Welt vernichtet — nur daß er uns, wie vielleicht keiner vor ihm, die Macht des Unbewußten fühlen läßt und ihre für alles Leben entscheidende Bedeutung. Denn daß wir bestehen, verdanken wir im Grunde nicht dem zersetzenden Lichte des Geistes, sondern der verbindenden und erhaltenden Macht des ins Urdunkel eingetauchten Stoffes und seinen Widerständen gegen das Licht, die die Auflösung des Lebendigen verzögern.

Man hat Däublers Werk — rein äußerlich — mit Dantes gewaltiger Dichtung verglichen. Ein solcher Vergleich muß, streng durchgeführt, auf den ersten — und wohl auch zweiten

und dritten — Blick entſchieden zum Nachteile Däublers ausfallen. Auch ich möchte es mindeſtens unentſchieden laſſen, ob es Däublers dichteriſche Geſtaltungskraft mit der Dantes aufnehmen kann. Dennoch wäre ein ſolcher Vergleich kein ſo unerhörtes Wagnis, wie man vielleicht zu meinen geneigt iſt. Allerdings geht Dante aus dem Ringen mit ſeinem Stoffe als ruhmgekrönter Sieger hervor, während Däubler inſoferne unterliegt, als er nicht vollendet, wenn auch nur darum nicht vollendet, weil das Ende ſeines Liedes das Ende der Welt wäre, wie ſie beſteht. Aber mich dünkt, daß Däublers Niederlage nicht minder ehrenvoll iſt als Dantes Sieg. Denn Dante hatte wenigſtens etwas vom Geiſte der Jahrhunderte Vorgeformtes vor ſich, das er dadurch zur ſinnlichen Anſchauung geſtaltete, daß er ihm ſeinen belebenden Odem einhauchte, während Däubler mit dem Formloſen, Ungeſtalten und Unfaßbaren rang, das ſtark genug iſt, um ſelbſt den ſtärkſten Geiſt zu überwältigen. Er unterlag, aber mit einer ſtrahlenden Verheißung auf den Lippen, mit der frohen Botſchaft vom Nordlichte, worin ich das Eigenlicht des aus dem Erdſchoße ſonngezeugten Geiſtes erblicke, der das Fleiſch, die Dinge, aus dem Schoße der Sprache zur Unſterblichkeit wiedergebären, und ſo aus der Enge, Starre und Dumpfheit des Stoffes erlöſen wird, ſobald er, der zwar ausgetragene, aber noch nicht zur Männlichkeit erſtarkte, ſeiner voll bewußt geworden iſt. Oder, um den Vergleich noch weiter zu führen: Däubler führt uns bis auf den Gipfel des Läuterberges und entläßt uns mit einem Blicke in die Morgenröte des Paradieſes, das am Ende der Tage heraufglänzt.

Das alles täte der Dichter? — Nein, er erleidet es von der nämlichen Sprache, die er zu vergewaltigen ſcheint. Denn Däubler, ſo groß ſeine Macht über die Sprache zu ſein ſcheint, iſt im Grunde nur das Zeug zu ihrem Werke, das Mittel, durch das ſie ſich offenbart, oder — wenn das

angenehmer klingt — der Mittler der Sprache. Nicht er hat die Sprache aus der Knechtschaft der Dinge entlassen, sondern die Sprache tut ihre Befreiung durch ihn kund.

Man merkt es ihr an, daß sie eben erst frei geworden ist, denn sie gebärdet sich ausgelassen, ja geradezu zuchtlos: libertina. Sie ist eben trunken von ihrer großen Jugend und ihres Geistes so voll, der ihren Leib ganz und jedes seiner Glieder besonders haben will, daß ihr Leben ein fortwährendes Zusammenschauern, -schaudern und -zucken unter den Berührungen des Geistes ist.

Diese ungeheure Sinnlichkeit seiner Sprache — das Erbteil ihrer Mutter, des Stoffes, der Hyle, wie ein Alter gesagt hätte — ist es, was leicht dazu verleiten könnte (und auch schon verleitet hat), Däublers Dichtung als wunderliche Wortspielerei zu bezeichnen. Als solche mag sie freilich jemand erscheinen, dem es entgangen ist, daß diesem Dichter die Sprache nicht mehr wie fast allen seinen Vorgängern das Mittel zu dem Zwecke ist, das Welterlebnis irgendwie mitzuteilen, sondern ein Gebilde, das sich zu eigenem, von dem Dasein der Dinge gesonderten Leben durchgerungen hat und damit fähig geworden ist, aus sich selbst eine Welt zu schöpfen, die mit der Ordnung der wirklichen nichts mehr gemein hat. Däublers Sprache kann den Geist, der sie gebildet und den sie in sich aufgenommen hat, nirgends anders suchen als in sich selbst und seiner nicht anders habhaft werden als dadurch, daß sie sich selbst erfaßt und liebkost in den tausend und abertausend Stab- und Endreimen, Anklängen, Lautgemälden und Gleichnissen, die die Erscheinungsform, das körperliche Gefüge ihres Geistes bilden. Daß man dieses an Däubler so Wesentliche und Unentbehrliche für ein Zufälliges gehalten hat, das ist wohl der größte Irrtum, in den man bei der Beurteilung seines Werkes verfallen konnte.

Däubler ist, wie mich dünkt, der erste Dichter, der die

Sprache den Geist führen läßt, während bisher der Geist die Sprache geführt hat. Er tut das, glaube ich, im Vertrauen auf eine Art „prästabilisierter Harmonie“ der Sprache, auf ein noch verborgenes, aber wohl schon von so manchem Dichter geahntes Grundgesetz der Sprachbildung, wonach in jeglicher Art von Gleichlaut ein Merkmal geistiger Zusammengehörigkeit der gleichlautenden Worte sowie der Dinge zu erblicken wäre, für die die Worte als Lautzeichen dastehen, so daß also eine Reimreihe wie Wald — kalt — alt nicht länger bloß für den Gehörsinn verbundene Worte darstellen, sondern bedeuten würde, daß auch die damit verbundenen Vorstellungen und zuletzt die vorgestellten Dinge selbst in einem wesentlichen und notwendigen Zusammenhange stehen.

Raum — Baum — Traum! Wer ist so ganz von den Musen verlassen, daß er aus diesem Dreiklange nicht mehr herauszuhören vermöchte, als den jedem Ohre faßbaren Reim, nicht auch das Eine, das dreimal ein Andres ist, nicht auch das Unbewußte, das sich im Unendlichen entfaltet und mit allen Schauern in sich selbst versenkten Lebens an unsere Herzen rührt, endlich das Gedicht aller Gedichte, in denen diese drei Reime wiederkehren, mögen die übrigen Worte, die sie verbinden, lauten, wie sie wollen?

Ich verweise endlich auf die Reihe: Lamm — Stamm — Schwamm, um zu zeigen, daß die Sprache noch mehr vermag, daß sie uns dichtend nicht bloß geistige, sondern sogar geschichtliche Zusammenhänge enthüllt und daß vielleicht alle Weisheit der Wahrsagung — man denke an die delphische! — auf geheimnisvolle Wort- und Sinnzusammenklänge baut, wie die Geschichte vom Leiden Christi, des an dem Stamme des Lebensbaumes schmachtenden Gotteslammes, dem ein in Essig und Galle getauchter Schwamm gereicht wurde, in dem Urgedichte: Lamm — Stamm — Schwamm beschlossen ruht.

Ich ſchließe mit einem Hinweiſe auf die wunderſame Weisheit der beſchwingten Metapher, die das Auge aller Augen und den Urquell alles Sehens längſtens in der Sonne entdeckt hat, während der lahme Verſtand der Schule noch immer auf Syllogismenkrücken einherhinkt, es zu ſuchen, derſelbe Verſtand, der heiſer kreiſchend Beweiſe heiſcht, wenn der ahnungsvolle Dichter verſichert, daß die ſtille Muſchel Mund und Ohr des Meeres ſei und ſummend ſeinem Liede lauſche.

Däubler hätte alſo, indem er ſich willig von der Sprache lenken ließ, zur Entdeckung einer eigenen Sprachvernunft geführt, die, wenn ihr von Sprachforſchern und Seelenkundigen eifrig nachgetrachtet würde — wer weiß es? — nach und nach zu einer neuartigen Welterlebnisweiſe reifen könnte.

Nicht etwa, als ob er von allem Anfang dieſen Weg gegangen wäre. In den früheſten Gedichten zeigt er ſich noch in der alten, uns geläufigen Weltbetrachtung befangen, die von den Dingen zu den Worten und von den Worten zu den Ideen aufſteigt. Wie wäre es ſonſt möglich geweſen, die Grundidee ſeines Werkes zu erfaſſen, wie ich das in meinem Aufſatze „Ein ſibylliniſches Buch“ verſucht habe? Da ſind die Worte in der Tat noch Abbilder der Dinge, wenn auch immer deutlicher ihr Beſtreben hervortritt, ſich von den Dingen und ihrer natürlichen Ordnung loszumachen, und dieſe nach dem Geſetze der Sprachvernunft in eine höhere, ſprachgeiſtige Ordnung umzuſchaffen, ſo daß fortan die Sprache nicht mehr als ein Gefüge von Wortabbildern der Dinge erſcheint, ſondern dieſe ſelbſt, an und für ſich nichts anderes als rein ſtoffliches Chaos, ihr Geſetz, ihre Ordnung erſt von der Sprache empfangen.

Es wird nun klar geworden ſein, in welchem Sinne ich Däubler den Dichter des Chaos genannt habe. Er iſt es erſchöpfend dadurch, daß er die natürliche Ordnung auflöſt,

indem er den Geist aus der Knechtschaft der Dinge befreit, was zur Folge hat, daß sie in ihre ursprüngliche Unform zurückstürzen. Er ist es sodann schöpferisch dadurch, daß er den befreiten Geist zur Erkenntnis seiner selbst emporhebt, indem er ihn durch das Kräftespiel der Sprache dazu bewegt, sich sinnlich im Sprachkörper zu begreifen, womit eine neue, sprachgeistgesetzte Ordnung der Dinge angebahnt und eine ordnende Kraft im Geistesleben entdeckt ist, der er die Macht zutraut, den toten Stoff zum Leben der Sprache zu erwecken und so das Werk der Welterlösung zu vollbringen.

Die Sprache als Welterlöserin? höre ich verwundert ausrufen. In der Tat, so ist es, und der Gedanke ist nicht einmal neu. Man erinnere sich nur jenes mythischen Orpheus, der durch die Macht seines Gesanges nicht nur wilde Tiere besänftigte, sondern auch Bäume, ja sogar Felsblöcke zum Tanze begeisterte. Christi, des göttlichen Wortes, das in den Katakomben als der wahre Orpheus erscheint, Pauli, seines Jüngers, der von der Berge versetzenden Macht des Glaubens an Christum, das Fleisch gewordene Gotteswort, spricht und jener Meinung der zu Nikaia versammelten Kirchenväter, die den Glauben an die Auferstehung des Fleisches durch die Wunderkraft des selber gestorbenen und von den Toten auferstandenen Logos zum Lehrsatze der katholischen Kirche erhoben haben, einen Glauben, an dem auch Däubler festhält und dem er im „Nordlicht" ein ehernes Monument gesetzt hat.

Denn daraus, daß einmal der Welt das Nordlicht aufgehen wird, lange bevor es in Wirklichkeit anbricht, daß dies Denkmal keine Pyramide ist, worin sich ihr Baumeister bestattet hat, ist wohl kaum zu zweifeln. Vielleicht ist der Tag nicht mehr ferne, wo man erkennen wird, daß Däubler der Sprache, besonders der dichterischen, eine Bahn gebrochen hat über die Welt der Wirklichkeit hinaus und in einer

ganz neuen, von ihm entdeckten und mit dem Mute des Entdeckers verfolgten Richtung. — Wohin ſie ihn führen wird? Immer weiter von den Menſchen weg, die ſich nun einmal nicht entwöhnen können, im Worte eine Macht zu erblicken, die zu den Dingen hin und nicht von ihnen wegleitet, in ein Reich, wo alle Sicherheiten der Erkenntniſſe aufhören und aus ahnungsſchwangerem Chaos die erſten Umriſſe einer Welt auftauchen, die die Sprache erſchaffen ſoll.

* * *

An Theodor Däubler / von Viktor Bitterlich

Ein Schweigen geht durch dieſe Winternacht.
Die Erde lauſcht in ſich. Ihr Herzſchlag zittert.
Ihr bleich Geſicht mit blinden Augen wittert.
Spürſt du den Schnee? Ein Schmerz iſt aufgewacht.

Ihr Herzſchlag zittert. Schmerz iſt dargebracht!
Von ihren Lippen gellt ein Schrei und flittert
Von Stern zu Sternen, blutend hingeſplittert,
Und Scham des Lebens überglüht die Nacht.

Und Tränen ſpringen ſingend durch's Gefunkel
Und Blut verqualmt und Qual iſt aufgeſpaltet
Und tauſend Sterne brauſen in das Dunkel.

Nicht ſein! Nicht ſein! Ein Mantel wird entfaltet.
Und Froſt umarmt den Schrei: er ſtarrt und zittert.
Schweig auch, mein Herz! Ein blindes Antlitz wittert.

Im Herbſt / von Deſider Koſztolányi

Einzig autoriſierte Übertragung von Stefan J. Klein

Anfangs ging alles ſeinen gewohnten Gang. Es war ein ſonniger September, die Bäume ertrugen kaum die Laſt des Obſtes, auf den Höfen bereitete man Dunſtobſt für den Winter und rührte Pflaumenmus in kupfernen Keſſeln. Später brachte der Oktober leichte Nebel. Tagsüber wehte noch immer warmer Wind. Die Fliegen waren noch nicht krepiert und umſummten in ſchwarzen Schwärmen die Fenſter. Allmählich hatte die Leſe begonnen. Hungrige Weſpen nagten an den Birnen. An den Abenden harrten wir erſtaunt auf den Wegen, die zu den Weinbergen führten, blickten zum Himmel empor, wo Raketen praſſelten, die glühenden Köpfe — unglaublich ſchien es — ins Nichts bohrten. Der Moſt gährte im Dunkel der Keller. Der junge Wein verätzte mit ſeinem Honiggift die Kehlen der Trinker. Wir ſahen große länglich runde Trauben und dachten an die Brüſte fetter Weiber. Der Herbſt bezauberte durch ſeine Sinnlichkeit und ängſtigte durch lüſterne Fäulnis. Auf dem Pflaſter des Landſtädtchens lagen zertreten die Schalen der gelben Zuckermelonen, welche den ganzen Sommer über nicht fortgeſchafft worden waren; der Schlag hatte die dickbäuchigen Melonen getroffen, die waren vor Hitze geplatzt, und ihre Leichen dampften auf den Pflaſterſteinen. Wir aber planten immer wildere, tollere Streiche, beſonders am Nachmittag, in den Lehrſälen. Man begann zu heizen. Der Schuldiener — ein dürrer alter Serbe — brachte zitternd die Holzſcheite und Spähne herein und füllte den Bauch des Ofens. Doch im Freien war es noch warm.

Ein kleiner Streich bildete den Anfang.

Eines Nachmittags — gegen drei Uhr — ſtahlen wir dem kurzſichtigen Eminenz die Brille.

Im Saale war es ſchon dämmerlich dunkel. Der rotbackige, blonde Knabe begann hin und her zu rücken, ſich auf ſeinem Platze zu bewegen. Er neigte ſich vor, ſtand auf und ſtieß dabei mit der Naſe an Wand und Rechen. Dies machte ihn noch nervöſer. Dem Suchenden gibt die Furcht vor dem Mißlingen Kraft, die Abſicht wird zur Leidenſchaft und Ueberzeugung. So geſchah dies auch bei ihm. Er durchſtöberte alle Taſchen zwei-, dreimal, immer ſchneller und ſchneller, dann kroch er unter die Bank, legte ſich auf den Boden und preßte die Wange auf die ſchmutzigen Bretter: ſo ſuchte er die Brille. Wir kicherten feig, klemmten die Taſchentücher zwiſchen die Lippen. Das Vibrieren der Lachmuskeln trieb den Knebel polternd aus dem Munde, mit großem Getöſe, wie eine Kanonenkugel den Lauf verläßt. Das Lachen brach immer lauter hervor. Vielleicht lachten wir nur deshalb ſo viel, weil wir uns überaus fürchteten.

Die meiſten unſerer Profeſſoren waren magere und ſtrenge Prieſter, in deren muskulöſen Händen das gelbe Rohrſtäbchen unbarmherzig ſchwirrte. Mit exaltierten Geſichtern wahrten ſie die Ordnung, und ſeitdem es ruchbar geworden, daß die Rebellion in der Schule das Haupt erhebe, tauchte uns im Rücken jeden Augenblick eine Soutane auf, die Geſtalt eines Pfaffen, hager und bleich, wie ein Miſſionär unter Wilden. Grauſam klopften ſie die dicken Hoſen der Bauernjungen aus. Vierzehn-, fünfzehnjährig waren wir, dennoch Kindsköpfe, mutwillige, ausgelaſſene Bengel. Sie durchſchnüffelten unſere Taſchen und Schubladen; in die Stadt durften wir nicht; nachts hielt ſtets ein Frater Wache. Doch wir überliſteten ſie. Nach der Viſitierung tauchten aus ganz ungeahnten Verſtecken, wie aus Zauberhänden, die Werkzeuge auf, deren wir zu den Schabernacken unbedingt

bedurften. Wir kannten das Terrain. Der ganze Konvikt war für unsere Zwecke präpariert. Unter dem Katheder zogen sich unterirdische Leitungen hin, die von der letzten Bank aus ungesehen in Bewegung gesetzt werden konnten. Das ganze Institut mit seinen Nebengebäuden und Laboratorien rollte fast auf Rädern, so sehr hatten wir es mit Spulen, Drähten, Schnüren unterminiert. Kein Meister des Schachspieles kann seine vierundsechzig Felder besser kennen, als wir unsere Schule kannten. Alles war genau berechnet. Wir wußten, wann unser Opfer im Garten stolpern werde, und genossen jeden Augenblick, der bis dahin verstrich. In unseren Taschen lagen die Nußschalen und Frösche vorbereitet, die Knallerbsen waren in schlau konstruierten Vierecken verstreut, die Verweser der Lärminstrumente paßten sich den Verhältnissen an, die asa foetida war schon vorher auf die Platte des glühenden Ofens geworfen, so daß das Konzert im richtigen Augenblick komplett war. Gleichzeitig traten die Feuerwerker und die Musikanten in Funktion, die Parfümeure gesellten sich dazu. Wir waren nicht zu bändigen. Ende Oktober gelang einem Kollegen eine besondere Leistung. Trotz aller Vorsichtsmaßregeln schlich er sich ins Dormitorium, in die Schlafstube des Direktors, an den über dem Bette hängenden Weihwasserkessel heran und goß Tinte hinein.

Der Direktor besprengte sich am Abend mit Tinte und kam am Morgen — er war ein sehr zerstreuter Mann — mit tintenbeklextem Gesicht in die Mathematikstunde.

Im November war das Lachen zur Krankheit geworden. Das Lachen ist eine böse Epidemie. Nur wenig davon ist erträglich, wer es im Uebermaß genießt, bekommt Erstickungsanfälle, sein Gesicht wird blaß, dann rot, das Kreuz beginnt ihn zu schmerzen. Das Lachen kitzelt die Achselhöhle, den Schopf, die Rippen. Vielleicht lachten wir nicht einmal aus Vergnügen. Juckendes Prickeln zuckte uns durch

alle Glieder. Wir freuten uns des Lebens und flohen es. Wir waren krank und traurig.

Eines Spätnachmittags berief uns der Direktor zu sich, vor den mit grünem Tuch überzogenen Tisch, in dessen Mitte zwischen zwei brennenden Kerzen ein schwarzes Kruzifix düster dreinschaute. Er sprach mit glühendem Antlitz:

„Der Teufel steckt in euch! Der Teufel . . . !"

Wir gaben ihm recht. Fühlten, in diesem Herbste treibe der Teufel sein Spiel mit uns. Der Teufel stand hinter unseren Rücken, doch wir konnten uns seiner nicht erwehren. Und wurden betrübt. Fanden uns unrettbar verloren, waren von unserer völligen Verkommenheit überzeugt, und auch davon, daß es für uns keine Hilfe mehr gebe, unsrer die Hölle harre, deren Qualen der Katechet mit den schrecklichen Worten der Bibel — blutrot und schwarz — ausgemalt hatte.

Im Dezember wurden zwei Schüler ausgeschlossen. Da erschraken wir ein wenig. Doch die Verfolgung schloß uns nur enger aneinander und wir trieben unsere Streiche mit dem Zorne der Verzweiflung. Es ist wahr, wir erprobten unsere Ulke bloß an uns selbst. Kein Tag verging, ohne daß wir etwas Neues ersonnen hätten. Die einen fanden unter der Bettdecke ein wassergefülltes Lavoir vor und Unvorsichtige setzten sich patschend hinein, schlugen jedoch keinen Lärm, damit der Frater nichts merke. Die Zuseher erstickten das Lachen in den Polstern. Andere wurden am Morgen von Zündhölzchen geweckt, welche ihnen an den Fußsohlen brannten, fanden die Schuhe voll Wasser, die Beinkleider und Rockärmel zugenäht, die Bücher und Hefte unter den Betten verstreut. Doch diese Kniffe veralteten bald. Nun spannten wir unsichtbare Drähte im Saale aus, über die allabendlich Dutzende fielen und sich die Köpfe blutig schlugen. Nadeln und Nägel wurden zwischen die Polster gesteckt und viele stachen sich die Körper blutig,

wischten aber stumm das Blut ab, verlachten die Wunden, ertrugen diese stolz und heldenmütig.

In einer Dezembernacht brannten zwei Burschen aus dem Internate durch. Sie sprangen über die niedrige Mauer und gingen in die Stadt, um uns, Kundschaftern gleich, Nachricht zu bringen. Alle unsere Gefühle folgten ihnen, aufgeregt warteten wir im Dunkel auf ihre Wiederkehr. Verrat war nicht zu befürchten, denn der Eminenz, der rotbackige blonde Knabe schlief mit einem zweiten schweigsamen und kränklichen Jungen in einem separierten Zimmer, ein Stockwerk höher. Zäh flossen die Stunden dahin. Oft blickten wir durch die Gangfenster, ob sie nicht kämen. Der Wind blies durch den tief verschneiten Garten, die Bäume standen traurig da, niemand kam. Wir vermuteten, es sei ihnen etwas zugestoßen: es war möglich, daß jemand die Beiden an der Mauer erblickte, vielleicht der patrouillierende Polizist, sie verhaftete und in den Arrest führte. Die Feigeren bekamen schon Furcht, dachten, es wäre besser gewesen, die Beiden daheim zu lassen und nicht fortzuschicken. Einige jedoch vertrauten unerschütterlich der Kraft und List der Durchgebrannten. Der Frater war vom jungen Weine trunken und schnarchte in der kleinen Kammer. Wir harrten. Verständigten uns leise. Auch durch Zeichen. Gesicht an Gesicht gepreßt lagen wir. Mit pochenden Herzen. Die Turmuhr hatte schon Mitternacht geschlagen. Der Garten lag noch immer starr und regungslos. Alle fünf Minuten blickten wir hinaus. Endlich meldete einer:

„Jemand kommt durch den Garten!"

Er erzählte, auf der schneebedeckten Erde schleiche ein Schatten dahin.

Wir bekamen Angst. Gänsehaut überlief uns. Gesicht, Mund, Hände, alles kalt. In bloßen Hemden standen wir im Schlafsaal herum. Stumm. Laut hämmerten unsere Herzen. Allerhand Schauergeschichten fielen uns ein. Auch

die Kühnſten fragten ſich ratlos, ob nicht etwas geſchehen ſei. Fünf Minuten ohnmächtigen Schreckens verſtrichen ſo. Der Späher rannte wieder auf den Gang:

„Wer iſt's?"

„Sie kommen!"

„Sie ſind es?"

„Sie!"

Seufzer der Erleichterung. Wir ſchlüpften in die Betten zurück, zogen die Decken über die Ohren, unterdrückten unſere trunkene, unſägliche Freude, heuchelten Schlaf. Die zwei Burſchen kamen.

Der eine war der reichſte Schüler. Sein Vater — ein Apotheker — ſandte ihm monatlich zweihundert Kronen Taſchengeld. Er war der beſte Turner und Fechter, der größte Mädchenjäger. Er kam zuerſt. Schlich in den Strümpfen über den eiskalten Gang. Die Schuhe hatte er ausgezogen, um keinen Lärm zu verurſachen. Er trug ſtets eine ausgeſchnittene Weſte, ein blankweißes Hemd, ſchöne Schuhe; das Haar ließ er ſich lange wachſen und intereſſant in die blaſſe Stirne fallen.

Der andere war ein merkwürdiger Serbenjunge, der ſchlechteſte Schüler, unſer Rädelsführer, der dem Ausſchluſſe wiederholt nur mit knapper Not entgangen war. Ein harter, ſchlauer, grauſamer Burſche, mit ſprühenden pechſchwarzen Augen. Man ſagte, er ſei ein wenig verrückt. Manchmal ſtreckte er die Finger vor die Augen, wendete das Geſicht der Sonne zu und ſpielte mit dem Licht. Im übrigen war es allbekannt, daß er trinke und ſpiele. Jedenfalls war er ein ſonderbarer, imponierender Junge.

„Wartet!" flüſterten ſie. „Liegen bleiben!"

Wir hielten es vor Erregung kaum aus, doch ſie waren die Herren der Situation, gebrauchten ihr Recht und befahlen uns. Erſt ſpäter erlaubten ſie, daß ein Streichholz angezündet werde. Im Scheine des Zündholzes ſahen ſie

bleich aus. Der reiche Jüngling saß mit übereinandergeschlagenen Beinen da und schien sehr niedergeschlagen. Sein Haar war trotz der Kälte schweißbedeckt. Der Serbenjunge grinste, zog aus der Tasche eine mächtige Flasche.

„Branntwein!“

Dann rollte etwas aus dem Taschentuche.

„Karten!“

Noch eine Ueberraschung.

„Tabak!“

Zuletzt legte er ein Stück Paprikaspeck auf den Tisch.

„Habt ihr euch gut unterhalten?“

Sie nickten bejahend.

Durch den Saal wehte der berauschende Atem des Sieges. Allmählich wurden wir in den Betten warm und freuten uns des ungewohnten Wachseins in später Nacht. Die Branntweinflasche ging von Hand zu Hand. Einige spielten beim Lichte einer Kerze Karten und rauchten Zigaretten. Der reiche Bursche erzählte, sie seien ganz in der Nähe des Konviktes von schamlosen Mädchen angesprochen worden, die etwas sagten, was er nicht wiederholen wolle, lachten und verschwanden. Später begann er eine längere Erzählung, sehr leise, stimmlos flüsternd, die Umstehenden horchten mit glühenden Augen. Kichern durchbrach die Stille.

„Blond?“

„Blond.“

Die Lustigkeit wuchs immer höher und höher. Wir trieben es vorsichtig, damit von dem nächtlichen Zechgelage nichts vernehmbar werde. Auf den Fußspitzen rannten wir durch den Saal, geräuschlos schleuderten wir einander Pölster und Federbetten an die Köpfe. Der Serbe war am lustigsten.

„Laßt die Kindereien. Heute müssen wir etwas Neues haben! “

Doch was? Was? Alle Tricks sind erschöpft.

Wir brannten noch eine dünne Kerze an.

Der Serbe stützte sich im Bette auf, schnaufte, starrte vor sich hin, dachte nach.

Dann prustete er und wollte vor Lachen ersticken.

„Der Frater schläft, wir gehen nach oben, zum ersten Eminenz."

„Und?"

„Ihr werdet schon sehen!"

„Wasser?"

„Keine Spur!"

„Feuer?"

„Keine Spur!"

„Hast du die Schnur bei dir?"

„Den Nagel und die Kette?"

„Die Zündhölzer?"

„Alles hab ich. Kommt nur!"

Er schien ein wenig erregt zu sein, doch auf seinen Lippen zuckte noch immer ein blasses und gespensterhaft verzerrtes Lachen.

„So einen Spaß hat es noch nicht gegeben!"

Ich weiß nicht, warum wir gerade den ersten Eminenz erwählten, den wir trotz des Spionierens, seines Wissens und taktvollen Benehmens halber, liebten. Vielleicht verdroß uns in diesem Augenblick seine Kurzsichtigkeit, seine blinden Maulwurfsäuglein, sein Fleisch. Es verlangte uns darnach ihn ein bischen zu quälen, zu kitzeln, herumzuhetzen, ihn aus lauter Liebe durchzuhauen, zu erschrecken und dann plötzlich wieder zu versöhnen, um uns am anderen Tage von neuem seinem warmen und ehrlichen Herzen und diamantscharfen Verstand anzuvertrauen. Was werden wir ihm nun antun? Dieser fromme Knabe hat doch schon die ganze Skala der Ulke durchgemacht! Wir hatten ihn in nasse Tücher gewickelt, als Gespenster geschreckt, seinem Bette die Brettchen entnommen, ihm, wäh-

rend er schlief, Sessel, Tische, Bänke auf die Bettdecke gestellt. Alles ließ er sich gefallen.

„Kommt!“ sprach schließlich der Anführer zaudernd.

Wir schlüpften in die Hosen, in einem Augenblick waren wir fertig, krochen durch das finstere Stiegenhaus ins erste Stockwerk empor.

Voran schlich der Serbe, einem sehnigen Wolfe vergleichbar.

Schon hockten wir vor der Türe des Eminenz. Der eine knieend, der andere auf allen Vieren, der dritte auf dem Bauche liegend.

„Wenn er nur schliefe!“

Behutsam öffneten wir die Türe.

Die Lampe brennt, er schläft also nicht. Er sitzt beim Tische, im Schlafrock, mit bloßer Brust. Mit roter Tinte zieht er Linien, wirft Zahlen aufs Papier, schreibt kleine geperlte Buchstaben. Vor den Augen hat er die Brille. Er läßt den Kopf hängen, um in der schlechten Beleuchtung besser zu sehen, über die Brille hinweg schielt er zu uns herüber.

„Was wollt ihr?“ frägt er gelassen, halblaut.

Es verdroß uns sehr, ihn nicht im Bette zu finden.

Plötzlich stürzte sich der Serbe auf ihn, verband ihm brutal die Augen, warf ihn zu Boden.

„Laßt mich!“ schrie der Knabe. „Macht keine Dummheiten, geht schlafen!“

Abermals platzte eine fahle Lachsalve durch die Luft, doch darauf folgt wieder Unzufriedenheit. Es ist klar, der Ulk gelang nicht. Der Serbe starrte verwirrt vor sich hin.

Jetzt eiferten schon wir den Serben an, er möge doch etwas tun; er aber zaudert, will sich zurückziehen, doch wir stehen hinter seinem Rücken und lassen nicht locker.

„Kitzle ihn!“

Der Serbe fuhr mit der Hand über den Nacken des Knaben. Doch dieser lachte kaum und duldete es gelassen.

„Du lachſt nicht?“ fragten wir höhniſch.

„Kitzle ihn ſtärker!“

Der kleine Student verzieht nicht einmal eine Miene des Geſichtes. Er lacht nicht, iſt gelaſſen, hartnäckig, hält das Ganze für eine Dummheit.

Da zieht einer der hinten Stehenden ein mächtiges Speckmeſſer aus der Taſche und drückt es lachend dem Serben in die Hand.

„Damit kitzle ihn!“

Unſchlüſſig ſteckt der Serbe das Meſſer in die Taſche.

Er muß etwas unternehmen. Wir zerren an ſeinem Rock, ſind des Hockens auf dem Boden müde. Eine ſtille Revolte gegen ihn bereitet ſich vor, weil er uns betrogen, uns, ohne einen guten Einfall zu haben, herlockte. Plötzlich ſtolpert er und alles lacht über ihn. Das gibt ihm den Reſt. Er ſucht einen Ausweg, um die Situation zu retten. Wir haben große Angſt und lachen ſehr. Aller Rauſch, den wir an dieſem kurioſen Tag einſogen, iſt uns zu Kopfe geſtiegen. Die Welt dreht ſich mit uns. Nun lachen wir ſchon über alles, finden alles unterhaltend, auch das, wie der Serbe dort mit dem Knaben ringt, wie eine Amtsperſon, die ſich nicht zu helfen weiß.

Lange Minuten vergehen ſo.

„Nun los!“ toben wir.

Dann glüht etwas im Finſteren auf.

Langſam handhabt der Serbe das Meſſer. Er ſchiebt des Knaben Hand beiſeite, legt das Meſſer an deſſen Rippen, hält zugleich mit feſtem Griff des Knaben Mund zu; vorſichtig kitzelt er ihn mit der Meſſerſpitze. Nur des Spaſſes halber, einzig nur des Spaſſes halber; der Schlafrock des Knaben bewegt ſich, der Serbe läßt nicht locker, kitzelt immer weiter, immer ſtärker, nun kratzt er ſchon mit dem Meſſer; auf dem Fußboden läuft ein warmer Streifen dahin, das Meſſer dringt immer tiefer zwiſchen die Rippen, jetzt preßt

sich der Serbe mit Wucht an das Messer, wir hören ein leises Wimmern, mit dem ganzen Körper beugt er sich nun über den Knaben, der rücklings liegt und noch immer keinen Laut von sich geben kann.

Einige, die entfernter, der Türe nahe standen, beginnen laut zu lachen. Auch wir lachen mit, doch mit weinerlicher, erzwungener Lust. Wir ahnen, der Ulk, der großartige Ulk sei zuende.

„Bist du fertig?"

„Ja!" nickte der Serbe und lächelte kühl.

Doch uns, die wir nahestanden, erfaßt Entsetzen, wir rennen aus dem Zimmer.

„Was ist geschehen?"

Wir wissen es nicht. Die Dezembernacht ist kalt, die Verzweiflung, das Lachen treibt uns in den Garten. Auch von dort müssen wir flüchten, weiter, weiter, in die Stadt, und auch aus der Stadt, fort, weiter, immer weiter, irgendwohin, wir wissen nicht wohin.

Wie wahnsinnig schwingen wir uns über die Mauern und rennen, rennen.

Winzige weiße Häuschen liegen vor uns. Die Stadt. Die Kleinstadt, welche in der Nacht so gespenstisch ist. Büßendes Schwarz umhüllt alles. Nur die Fenster der Schenken glühen wie die Roste der Hölle und verschmelzen mit den roten Tönen der Blechmusiken. Wir rennen der Vorstadt zu. Dort ist kaum noch ein Mensch zu sehen. Hurende Bauernmädchen lungern herum; bei Tag wuschen sie, jetzt streichen sie durch die engen Gassen, in verschossene Tücher gehüllt, übermäßig und schlecht gepudert. Ihre Stimmen sind warm und lüstern, doch die Hände von laugiger Seife runzlig und rauh. Manchmal stürzt ein Betrunkener auf die Nase, plötzlich, als sei er von einer Flintenkugel getroffen.

Die Schildwache geht vor der Kaserne auf und ab.

Gedichte / von Georg Trakl

Ein Frühlingsabend im Herbst

an Karl Röck

Ein Strauch voll Larven. Abendföhn im März.
Ein toller Hund läuft durch ein ödes Feld.
Durchs dunkle Dorf des Priesters Glocke schellt.
Der Schoß der Magd krümmt sich in rotem Schmerz.

Im Schatten alter Dächer blutet Mais.
O Süße, die der Spatzen Hunger stillt.
Im Rohr versinkt die Spur von einem Wild —
O einsam stehn vor Wassern still und weiß!

Unsäglich ragt des Nußbaums Traumgestalt,
Den Freund erfreut der Knaben bäurisch Spiel.
Nach heißen Quellen sucht ein Haselstiel —
Die Wolken wandern tief und schwarz geballt.

Zu abend mein Herz

Am Abend hört man den Schrei der Fledermäuse,
Zwei Rappen springen auf der Wiese,
Der rote Ahorn rauscht.
Dem Wanderer erscheint die kleine Schenke am Weg.
Herrlich schmecken junger Wein und Nüsse,
Herrlich: betrunken zu taumeln in dämmernden Wald.
Durch schwarzes Geäst tönen schmerzliche Glocken,
Auf das Gesicht tropft Tau.

Hymnus / von Otto Zoff

Von meinem Fenſter kannſt du hinſchaun auf die abendlichen Dächer:
Daß ſie helle Sterne tragen und auf einem Schornſtein hockt der Mond.
Weithin baut ſich der Himmel aus gleich einer Flucht erſchimmernder Gemächer
und du weißt, daß meine Seele dort mit deiner Seele feierlich wohnt.

Wandert Gott an uns vorbei, ſo küſſen wir den Saum ſeines Kleides,
manchmal trägt er uns auf den Armen weithin und wir Beſeligte wiſſen
unſeres Leibes nicht mehr, nicht der vielen Irrwege und des argen Leides.
An ſeinem Herzen ſchlafen wir geruhſam wie auf einem Ruhekiſſen.

Siehſt du die hellen Sterne? Grüße zu unſeren Seelen empor!
Vielleicht ſind auch ſie ſchon ſilbern entbrannt und ſchimmern himmliſch im Abendwind.
Vielleicht ſchon ſtehn ſie über einer Kathedrale Chor oder über einem Birkenbaum oder über dem Rohr
eines noch unbefahrenen Sees oder über einem ſchlafenden Kind.

Die Schildkröte / von Robert Zellermayer

Der Student der exakten Philosophie Emil Wenger hatte soeben das Buch des Professors Urbanitsch über Auflösung der psychischen Phänomene in Massenstrebungen der Atome beendigt. Eine leidenschaftliche und doch kalte Erregung, die sich seiner bei jeder klaren und bedeutenden Erkenntnis bemächtigte, ergriff ihn auch jetzt. Diesmal aber fühlte er, daß es anders war: Die reine, gierige Lust, mit der er sonst im Bewußtsein seines Herrenmenschentums die Erkenntnisse in sich gesogen hatte, war nun seltsam mit einem lähmenden Grauen vermischt, das in ihm tappend und lauernd seelische Sensationen auslöste und ihn in ein dumpfes, erschrecktes, neugieriges Starren brachte. Die Erde und die Menschen als ein indifferentes Spiel kleinster, unveränderlicher Massen zu erkennen, Geist als leere Abstraktion, Sinn, Zweck und Bewußtsein als imaginäre Symbole zu begreifen, das erschütterte und verwirrte ihn.

Die wuchtigen Gedanken erlagen schließlich infolge ihrer Einfachheit einer großen Leere und er fand sich wieder, als er durchs Fenster die weichen, zarten Farben des Abendhimmels verfolgte, die in einer Symphonie von blau und rosa zerflossen und sich ineinanderschmiegten. Er beschloß einen Spaziergang zu machen, um in der kühlen, freien Luft seine Gedanken zu ordnen und zu beruhigen.

Am seltsamsten erschien ihm die Schlußbemerkung des Verfassers, der behauptete, daß seine Ansichten dem Menschen die Ruhe eines Gottes verleihen müßten. Emil Wenger dagegen konnte nur begreifen, daß die atomistische Seelenbetrachtung zur Verzweiflung führe. Die Sinn- und Zwecklosigkeit, die Willensunfreiheit empörten ihn maßlos, umsomehr als er die Ausführungen des Professors, dessen Stil

eine brutale Kühle atmete, anerkennen mußte. Er beobachtete Vorübergehende und ward sich zum erstenmal der wunderbar lebendigen Wirkung der menschlichen Iris bewußt. Bei jedem Einzelnen.

Da stutzte er.

Hier war ein Auge: kalt, tot und leer. Es gehörte einer Dirne. An ihr konnte man sich die Vorstellung des Menschenkörpers als eines Uhrwerkes suggerieren, an ihr den Versuch machen, den Menschen ohne transzendente Psyche als Massenkomplex zu begreifen. Er führte sie in sein Zimmer, hieß sie sich auskleiden und setzte sich rittlings auf einen Stuhl: aufmerksam und lauernd. Die wenig verlockenden Reize des Weibes halfen ihm, den sinnlichen Kitzel zu überwinden. Die Brüste waren schlapp, die Hüften durch das enge Mieder mit Striemen bedeckt, der ganze Körper abgenützt und elend. Nur die Beine zeigten eine schöne Linie.

Sie legte sich auf das Bett, schloß die Augen und wartete. Sie war müde und sprach gar nichts. In dem magern Gesichte standen die Jochknochen brutal vor, die Wangen waren schlecht geschminkt. Von der scharfen Nase zog sich eine bittere Falte zu den blassen, etwas zusammengezogenen Lippen. Das mattbraune Haar war zu einer abgeschleckt glatten Frisur aufgesteckt.

In dem Hirne des Studenten arbeitete es mit grotesker, sprunghafter Gier, die sich in der Fortsetzung der Idee der Menschenmaschine hypnotisierte und zugleich an den Paroxismen, die aus der Beziehung auf das eigene Ich flossen, zersplitterte.

Er nahm vom Schreibtisch ein Stilett und stach sie leicht. Sie öffnete zusammenzuckend die Augen und sagte nach einer Weile, daß es mehr koste, wenn er sie quäle. Er lächelte und fühlte sich von einer grimmigen Ruhe erfaßt. Daß sie ihn solcher Gelüste verdächtigte, hatte er nicht erwartet,

ihr Bereitsein aber stachelte ihn zur Fortsetzung eines Experimentes, das er mehr an sich als an dem Weibe ausführte. Eine eisige Tollheit hatte ihn erfaßt, die spielend, mit der Grausamkeit eines Kindes, eine Welt von Begriffen in ihm zerstören wollte und die mahnenden Stimmen zurückdrängte, die seine Erkenntnis verwarfen. Doch als sie auch das Liebesspiel, zu dem er sich widerwillig entschloß, mit müder Routine ertrug, umfaßte ihn allmählich eine tote Leere. Und des Gedankens ward er sich starr bewußt, daß auf seinem Wege die Moral mit ihrer Relativität in nichts zerrann, die Moral und die Gewißheit. An diesem Punkte erhob sich in ihm wie ein Sturm jenes ererbte, unbewußte, instinktive Wissen vom Leben, jene ehernen Erkenntnisse, die durch Generationen von Blut zu Blut gehen und den Körper beherrschen und bewahren. Mit einer Entschlossenheit, die er selbst an sich beobachtete und anstaunte, hieß er sie sich ankleiden und gehen. Das Geld wollte er in ihr Täschchen legen, als sie mit einem Angstschrei auf ihn zustürzte, um ihm die Tasche zu entreißen.

Die Starrheit ihres Auges war plötzlich gebrochen. Er hatte es deutlich gesehen, wie die frostig glänzende Iris aufgetaut war wie Eis vom warmen Regen. Das Weib war ganz verändert, blickte wie eine Liebende, zärtlich und voller Angst.

Als er die Tasche öffnete, streckte ihm eine Schildkröte ihren eckigen Kopf entgegen. Er fühlte sich, auf das Mädchen blickend, enttäuscht und gereizt. Was sollte das groteske Auftreten dieses Tieres? Warum blickte sie jetzt wie die anderen Menschen? Woher kam dieser unbeschreibliche, gedanklich nicht zu bewältigende, dieser verruchte heilige Glanz in ihre Iris? Sollte auch diesmal ein Anschauen genügen, um ein Gebäude von tausend strengen Gedanken zu zerstören? Er biß die Zähne zusammen und knirschte und beschloß, sie fest und kalt zu betrachten, um zu erkennen, daß

ſich auch jenes rätſelhafte Leuchten in Strahlenreflexe und ſein Empfinden hiebei in ein Spiel von einfachem Begehren und Verweigern, Streben und Widerſtreben, Liebe und Haß der drängenden Materie auflöſen laſſe.

Die Dirne aber griff nach ihrer Taſche, die er, ihre Augen tückiſch fixierend, ihr vorenthielt. Sie verlangte nun erſt in heftigen und beleidigenden Ausdrücken ihr Eigentum und ſtürzte ſich endlich auf ihn. Er warf ſie aber zurück, daß ſie auf die Knie fiel.

Von ſeinem Blick und ſeiner Ruhe verwirrt verlegte ſie ſich endlich aufs Bitten. Das Tier ſei das einzige Weſen, das ſie habe. Niemand kümmere ſich um ſie. Jahrelang lebe ſie ſchon ganz einſam und an die Schildkröte, die ſie von ihrem Vater, einem Tierhändler, mitgenommen habe, ſei ſie durch die lange Zeit ſo gewöhnt, daß ſie ohne das Tier kaum mehr zu leben wiſſe. Es ſei klug und verſtehe, was ſie zu ihm ſpreche, und ſei ſehr anhänglich. Jeden Abend nehme ſie es mit. Warum er es ihr um Gotteswillen nicht geben wolle.

Ein wütendes Mitleid kämpfte in ihm mit dem Grimm über die Erfolgloſigkeit ſeiner Gedanken, die vergeblich ſein Gefühl zerfaſern wollten. Die Hilfloſigkeit ihrer Stimme und Gebärden verwirrte ihn noch mehr.

Da er nicht antwortete und nur drohend daſtand, verlor ſie die Faſſung und wollte weinen. Aber es gelang ihr nicht, nur der Mund verzog ſich ſchmerzlich, und ſie ſchloß mit einer müden Bewegung für eine Sekunde die Augen. Das riß ihn aus ſeinen Gedanken und zeigte ihm mit einem Male ſeinen zerfahrenen Zuſtand. Die eine Welt ſchien ihm verloren, die andere ergab ſich nicht. Und dies mußte er an dieſem elenden Geſchöpf erkennen, das er mit Grimm bedauerte und haßte und mit einem unergründlichen Gefühl wider ſeinen Verſtand lieben mußte, weil es ihm Gedanken verſchloß, vor denen ihm im Innerſten graute.

Nun lag sie wieder da. Mit geschlossenen Augen. Tot.

„Da!“ schrie er und stieß der Schildkröte das Stilett durch die Oeffnung ihres Panzers am Kopfe in den Leib.

Die Dirne sah und erhob sich mit einem bellenden Laut. Sie riß die Klinge aus dem Tiere und jagte sie dem Studenten in den Hals. Dann nahm sie die Schildkröte in beide Hände und küßte sie mit zuckendem Munde, mit klagenden, verzweifelten, kosenden Lauten.

Er war, die Stimme durch das Blut erstickt, zusammengebrochen, und als sie ihn so liegen sah, beruhigte sie sich plötzlich, legte die tote Schildkröte behutsam in das Täschchen und kleidete sich mit bebenden, vorsichtigen Bewegungen an. Fast geräuschlos schloß sie die Tür.

Als der Student zu sich kam, fühlte er seinen Mund voll Blut und wollte die Hand erheben, doch er vermochte es nicht. Nur ein neuer Blutstrom entquoll seinen Lippen und raubte ihm abermals die Besinnung. Wieder erwachend blieb er regungslos.

Wie durch feine gläserne Schleier erschienen ihm die Gegenstände seines Zimmers. Fern, unsagbar fern, war die Welt, mit der ihn einige wesenlose Gedanken verbanden. Nach und nach begann er sich des Geschehenen zu entsinnen. Seele, Seele, dachte er irr und ein leeres, bitteres Gefühl durchdrang ihn.

Er sah sein Blut und konnte doch die ganze Situation nicht fassen. Die letzte Kraft nahm er zusammen, begriff und ein jäher Schreck machte ihn von neuem besinnungslos.

Als er zum dritten Male erwachte, vermochte er die Augen nicht mehr völlig zu öffnen und in unendlicher Erschöpfung schloß er sie ganz. Nunmehr begannen wie Kobolde zerrissene Gedanken in seinem Hirn umher zu gaukeln, die sich mählich zu Erinnerungen zusammenschlossen. Sanft verströmend gaben sich ihm ihre Bilder. Wie er als Knabe auf der Wiese spielte und wie die Mutter ihn rief, wie

er sich mit den Jungen balgte, wie er staunend auf die Lippen des Lehrers sah, die von den Dingen und der Welt erzählten. Wie er zum erstenmal ein Mädchen küßte . . .

In seinem Kopf begann ein leichtes Tönen. Es schwoll an. Ein Grauen kam heran, rüttelte in ihm, bedrängte ihn mit namenloser Fremdheit. Ein abgrundtiefes Gefühl war es, das er in Stunden der Gefahr und der Verzweiflung für Momente empfunden hatte. Jetzt blieb es, dauerte! Erstickte ihn!

Seine Nase spannte sich, wurde schmal und spitz. Nun hörte das Tönen und das Grauen auf. Es wurde noch dunkler. Etwas kreiste. Er sank immer tiefer.

Ah! . . .

Ein kühler Wind strich durchs Fenster und blähte die Gardine auf. Es war ganz dunkel geworden. Der Abendstern leuchtete ins Zimmer. Von der Straße drangen Stimmen empor.

Das Nachten / von Guido Höld

Hirn, von Traumesblut beronnen,
was dir heut noch quellen mag? —
Um mich ist's noch ganz wie Tag,
ob auch schon weg schied die Sonne.

Doch in meines Blickes Innrem
bin ich nächtig schon umdrungen;
bin von dunklem Ton umsungen.
In dem herzensnähern Sinne
nächtigt mir heut jene Nacht,
die mir oft das liebste Junge
seltner Stund zur Welt gebracht.

Kleine Sämereien / von Carl Dallago

Wer ein Bedeutendes beſtändig verunglimpft, an deſſen Lob hat auch der Freund keine Freude mehr.

*

Ich bin nicht mehr ſo arm, daß ich einen Finger rühre, um reich zu werden.

*

Man kann alles, was man will; aber der Wille läßt ſich nicht wollen.

*

Zwei Dinge, die ich vom Weibe verlange: Ohne „Wiener-Mode“ auskommen können und im Bette keine Zeitung leſen.

*

Nur Frau ſein können ſpricht dafür, daß man nicht Weib ſein kann.

*

Die Frau erſteht dort, wo das Weib eingeht.

*

Das abſolute Weib muß Frau zu werden ſcheuen; denn es unterbindet dem Weibe ſein Lebenselement: willig ſein können.

*

Der wahrhaft geniale Menſch wird immer mehr, je weniger er fremdem Einfluß erliegt, — der Pſeudo-Begabte immer weniger.

*

Weil der große Künſtler ohne größte Rechtſchaffenheit nicht zu denken iſt — ſie iſt ſeine höchſte Fähigkeit —: deshalb und nur deshalb ſind die großen Künſtler auch die wertvollſten Menſchen.

*

Ich erliege dem Zeitlichen, weil ich das Ewige in mir trage.

*

Auch der gute Wille, die Willigkeit des Künstlers, ist Willenskraft.

*

Es gibt politische und unpolitische Menschen. Die politischen kommen durch lauter Vorteil zu Verlusten, die unpolitischen durch Verluste zu lauter Gewinn.

*

„Gute Menschen haben eine flache Ethik". — Sind sie vielleicht reich genug, das Schlechte gering zu achten? Dann wären sie starke Menschen.

*

Die Menschenkenner sind nicht Menschenkenner. Wer *den Menschen* kennen lernt, begibt sich des Kennenlernens der Menschen.

*

Wenn ich auch die Liebe zu allem und jedem verloren habe, wenn ich dies noch liebe, habe ich noch immer nicht die Liebe verloren.

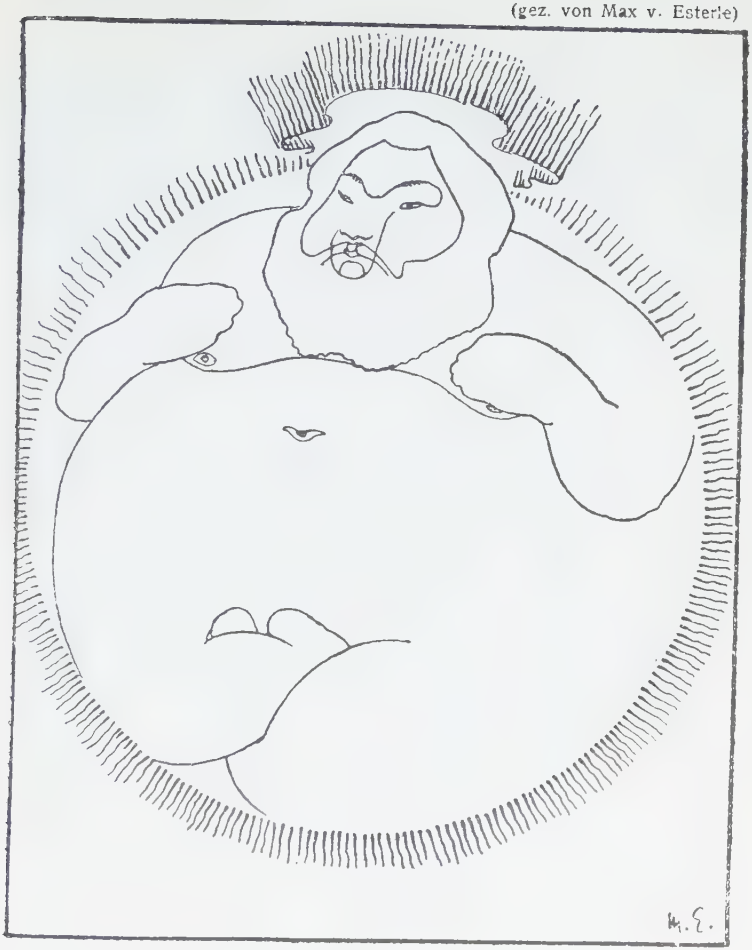
*

Es sind so viele Oberkellner in der Kunstwirtschaft, daß man hundert Hände haben müßte, wenn man sie alle gebührend heimzahlen wollte. (Man denke nur an die Herren Bahr und Nordau, die zu jedem Zeitgericht ihre falsche Rechnung stellen.)

*

Meine ganze Psychologie: der Instinkt. Zuerst wittert er, dann greift er, dann schaut er.

(gez. von Max v. Esterle)



THEODOR DÄUBLER

Nochmals „Politik“

Hof Neukastel i. d. Pfalz, 19. Nov. 1912.

Verehrter Herr von Ficker!

Ich las im „Brenner“, mit der ernsten Aufmerksamkeit, die mir durch jedes Hervortreten von Carl Dallago abgefordert wird, seinen „Politik“ überschriebenen Aufsatz. Erlauben Sie mir, Ihnen zu gestehen, daß ich diesen Aufsatz beklage. Wohl hat der Urheber, der nach allem, was ich von seinem Wesen spüre, rein sein muß wie Eis, mit den Artikelschreibern nichts gemein, die seit Wochen über die Welt hin Fanfare blasen. Aber die Wirkung seiner Worte fällt gleichwohl mit der zusammen, die jene ausüben: die Trauer über den Krieg, die Wut über das Möglichbleiben des Krieges werden abgestumpft. Und das soll nicht sein.

Meine Einseitigkeit muß ich zugeben. Niemals im Leben habe ich eine Ethik ganz ernst nehmen können, die ein anderes Ziel vorwies als dies: Verminderung der Leiden. Mochte sie mit Größe kodifiziert sein, sie schien mir absurd, außerhalb jeder mir möglichen Erwägung. Ich will Carl Dallago eindringlich fragen, ob er jemals schon durch ein Seuchenspital gegangen ist, und ob er jemals einer Amputation zugesehen hat, bei der es nicht möglich war, den Patienten völlig zu betäuben. Diese Fragen gehören unbedingt zur Sache. Dallagos Empfinden vor den Mittelchen dessen, was er „Politik“ nennt, begreife ich, und auch — mit allen Nerven! — seinen Ekel vor der Phrase. Aber wie in aller Welt sollen derartige Geschmacksurteile aufkommen gegen den Umstand, daß irgendwo in einem lehmigen Graben ein Soldat, auch nur ein einziger Soldat, unaufgefunden liegt, dem, während er zugleich Durst und Frost leidet, sein durchschossener Unterleib oder der Stumpf seines abgerissenen Beines brandig zerfault?

„Eine Friedensbewegung“, sagt der Aufsatz „würde ihren Namen erst verdienen, wenn sich jeder Teilnehmer entschlösse, allen Vorteil und alle Gewalt von sich zu werfen.“ Solche Forderungen führen durchaus nicht auf den rechten Weg. Nein, nein, vielmehr wollen wir Jedem danken,

der ſich, ſo oder ſo, gegen den Krieg einſetzt, ſei er Journaliſt irgend welcher Sorte; ſei er ein Phraſeur, arbeite er für ſeine Taſche, wie er nur mag! Phraſen *wirken* und Eigennutz *ſtachelt* vielleicht zu wirkſameren Phraſen. So entſteht — ich wende die Phraſe an — eine öffentliche Meinung, die auf das öffentliche Geſchehen nicht ohne Einfluß bleiben kann. Denn wenn Dallago meint, das Streben nach dem Weltfrieden ſei ausſichtslos, ſo antworte ich, daß die Narrentürme, daß die Folter abſchaffen zu wollen, vor noch gar nicht langer Zeit auch ausſichtslos war. Und wenn er von den ernſten, der Menſchennatur entſpringenden Urſachen der Kriege ſpricht, ſo antworte ich, daß vordem aus ernſten, der Menſchennatur entſpringenden Urſachen Frauen und Kinder auf Altären geopfert wurden.

In einer Angelegenheit, bei der es um Tauſende von Menſchen geht, die auf dem Felde verrecken wie das Vieh, um fortgebrannte Dörfer, um ein Chaos von aufquellendem Eiter und aufquellender Beſtialität, dürfte nicht erwähnt werden, daß „auch noch in neuerer Zeit Kriegshelden für den Dichter immer etwas Anziehendes haben." Dürfte nicht die Rede ſein von „Goethes Bewunderung für Napoleon", nicht von Shakeſpeare, der ohne den Krieg „jedenfalls nicht voll ausgewachſen" wäre, nicht von „Renaiſſance-Menſchen", nicht von Walt Whitman. Eine künſtleriſche Einwertung des Herrn Bahr hat hier auch keine Stelle. Jedes Mittel, jeder Helfer iſt recht, um Elend zu verhüten, und kein Gedankenheldentum — ich gebrauche Carl Dallago gegenüber das Wort ohne einen Schatten von Ironie — ſollte es verſchmähen, ſich durch Erbarmen korrigieren zu laſſen.

Ihr

Bruno Frank.

* * *

Nago, 24. November 1912.

Lieber Freund!

Wer fühlt, wie ſich mir „Politik" einſtellte, muß die Erwiderung Franks als etwas empfinden, das meine „Politik" unterſtreicht, inſoferne es belegt, wie ganz äußerlich

dieſe Friedensagitatoren einſetzen — wie falſch ſie einſetzen dem Kriege gegenüber. Mein ganzes Schaffen iſt zuſammenhängend; dieſem Zuſammenhang entſprang auch „Politik“. (Doch Du weißt das ja!) Wer ſagt: „Phraſen wirken, und Eigennutz ſtachelt, dem habe ich hier nicht mehr zu entgegnen. Ich weiß: Der Phraſeur beſchmutzt die Sache, die er vertritt, wie ſchlechte Mittel den Zweck beſchmutzen und nicht heiligen. Den Krieg, als gewachſene Tat, aufzuhalten, maße ich mir nicht an, weil ich mir nicht anmaße, ſeine Folgen beſtimmen zu können. Die Unwiſſenheit in mir über den Endſinn der Dinge verlegt mir die Wege der Friedensbewegung, vor der den Frieden zu ſchützen meiner Politik Hauptſache iſt. „Politik“ entſtand vor „Weininger“; in „Weininger“ habe ich am Schluſſe genau den Kampfmenſchen gewertet; wer Ohren hat zu hören, müßte das fühlen — und daß mein Sinnen nicht auf Krieg gerichtet iſt. Aber jeder rechtſchaffene Krieger oder Kampfmenſch überragt turmhoch dieſe Friedensagitatoren des Wohllebens und der Gemütlichkeit — dieſe Schacherhelden (ich meine hier Leute wie Hermann Bahr, nicht wie Bruno Frank), die der Kraft die Kraft verbieten möchten, um ihre Unkraft zu ſichern.

Herrn Frank wäre noch zu ſagen: Geburten ſind zumeiſt ſchmerzhafter als Operationen. Und wie man überhaupt den Schmerz im Leben, den treueſten Bundesgenoſſen der Luſt, abſchaffen wollte? Und derlei mehr! Ob man da nicht zuerſt das Leben abſchaffen müßte?

Herzlich grüßt Dich Dein Dallago.

* * *

Daß der Aufſatz „Politik“, der ſeinen Urheber letzten Endes als einen Friedensmenſchen und zwar auf einem Standpunkt enthüllt, von dem aus die organiſierte Friedensbewegung unſerer Tage nur als der gewinnſüchtigere Widerpart des Krieges in Betracht kommen kann, mit den aktuellen Ereigniſſen nichts zu ſchaffen hat, kann niemandem entgangen ſein, der ſeinen Inhalt nicht weniger ſich zu Herzen nahm als die Nachrichten vom Kriegsſchauplatz;

und der dabei das Datum ſeiner Abfaſſung nicht überſah. Dieſer Aufſatz iſt, ſo beiläufig er entſtanden ſein mag, in der Tat doch ſo organiſch dem Geſamtſchaffen ſeines Autors ent- und verbunden, daß keine zeitpolitiſche Rückſicht mich hätte bewegen können, die Veröffentlichung einer Arbeit zu unterdrücken, für deren Entſtehung alles eher als ſolche Rückſicht maßgebend war. Die Kundgebung, die der Aufſatz enthält, befürwortet auch ſchließlich, wie angedeutet, nicht den Krieg, ſondern einen Frieden, der tief und mächtig genug wäre, den Krieg in ſich zu überwinden; und bekämpft ſo lediglich einen Frieden, der ſo vermeſſen iſt ſich vorzutäuſchen, er könne ſich den Krieg in einer Welt, die rings von Waffen ſtarrt, auf diplomatiſchen Schleichwegen vom Leibe halten. Gewiß, realpolitiſch mag das nicht gedacht ſein. Aber wozu ſoll jedes Mittel und Mittelchen, ſei es auch noch ſo unwürdig, recht und willkommen ſein, dem Frieden zu dienen, wenn das einzig ehrliche und konſequente: die Forderung nach Abrüſtung, dem mitleidigen Lächeln eben jener „politiſchen" Einſicht begegnet, die den Frieden zu ſichern vorgibt, indem ſie den Krieg rüſtet. Wie wäre da ein Ausgleich möglich!

Nein: ein Gedankenheldentum, das dem Heldentum des Krieges mehr Ehre widerfahren läßt als der Friedensdiktatur der Politik, bedarf inſolange keiner Korrektur, als der Anblick eines Seuchenſpitals zur Friedenszeit entſchieden troſtloſere Vorſtellungen weckt als in Kriegszeiten. Und das Schickſal des gemeinen Soldaten, der in einem Graben zufällig unaufgefunden, ſchließlich doch meiſt bewußtlos, an einer ſchrecklichen Verwundung zugrundegeht, iſt nur das Beiſpiel eines Unglücks, dem die Kataſtrophen-Chronik des Friedens tauſend ähnliche an die Seite ſtellt; und iſt als ſolches kaum herzzerreißender als das Los ſo manches Edlen, den die Unbarmherzigkeit einer kapitaliſtiſchen Geſellſchaftsordnung, innerhalb deren er nicht konkurrenzfähig geweſen, bei vollem Bewußtſein — und zwar deſto empfindlicher, je menſchenwürdiger er geweſen — mit Weib und Kind dem Elend preisgibt. Grauſam iſt beides. Und ſinnvoll, eines dunklen Sinnes voll, iſt beides. Aber tröſtlicher iſt das erſte. Und ich neige zu der Anſicht, daß der ruhmloſe Held, der für ſein Vaterland einſam unter Qualen auf dem

Schlachtfeld ſtirbt, ſchließlich doch hingebungsvoller in Gott ruht als jener Wehrloſe, dem die Tücke einer friedliebenden Schmarotzer- und Wucherermoral die Waffe in die Hand gedrückt. Wo iſt nicht Krieg, wo iſt nicht Kampf im Daſein? Ich weiß gewiß jeden humanen Impuls, auch körperlichen Leiden gegenüber (ſo wenig ich da mitleiden kann), wohl zu ſchätzen. Aber ſolange ich das Gros derjenigen, die den Krieg abſchaffen wollen, im Verdachte habe, daß es für die Beibehaltung der Todesſtrafe ſtimmt, muß ich geſtehen: daß durch einen einzigen Juſtizmord — ja es genügt ſchon manchmal eine Juſtizgerechtigkeit wie etwa die der Hinrichtung der Grete Beier — ſich mein menſchliches Empfinden tiefer erſchüttert fühlt als durch alle Greuel des Krieges.

Ludwig von Ficker

Soeben erschien:

CARL DALLAGO

Otto Weininger und sein Werk

Preis K 1.— (85 Pfg.)

Brenner-Verlag Innsbruck

AUSGEWÄHLTE SCHRIFTEN VON KARL KRAUS

SITTLICHKEIT UND KRIMINALITÄT. Aufsätze. — Verlag L. Rosner, Wien. — K 7.20

SPRÜCHE UND WIDERSPRÜCHE. Aphorismen. — Verlag Albert Langen, München. — K 4.20

DIE CHINESISCHE MAUER. Essays. — Verlag Albert Langen, München. — K. 7.20

HEINE UND DIE FOLGEN. — Verlag Albert Langen, München. — 96 h

PRO DOMO ET MUNDO. Aphorismen. — Verlag Albert Langen, München. — K 3.—

NESTROY UND DIE NACHWELT. — Verlag Jahoda & Siegel, Wien. — 80 h

Aus Urteilen über den „Brenner“:

J. V. Widmann im Berner „Bund“: Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine Halbmonatsschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner“ führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Straße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen Heften der im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. . . . Im Ganzen ist „Der Brenner“ eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. . . .

Karl Kraus in der „Fackel“: . . . Die Verschwiegenheit des österreichischen Geisteslebens ist imponierend. Man weiß nicht nur im Ausland nicht, was hier geschieht; man weiß es auch hier nicht. Daß in Innsbruck eine Revue lebt, und aus einem literarischen Willen und sichtlich auf einem reineren Niveau, als jenes ist, auf dem in Berlin die um Fischer und Fleischel ihren Kohl bauen, weiß niemand . . .

Heinrich Mann . . . Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind.

Wilhelm Schmidtbonn: . . . Nicht nur über den schönen Aufsatz, der meinem Drama „Der Graf von Gleichen“ galt, habe ich mich gefreut, sondern auch die freie Art und der Reichtum Ihrer Zeitschrift hat mir eine große Freude gebracht. Ich spüre darin die alte Kraft der Berge und den Wind, den ich in meinem Innsbruck so lieb gehabt. Es gibt kaum in unserem Deutschland eine Zeitschrift so mannhaft und zugleich von einer so goldenen, heiteren und fruchtkräftigen Besonnenheit, wie sie z. B. aus Ihrem Mitarbeiter Carl Dallago spricht . . .

Pester Lloyd . . . . . Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt, daß sie ihm gewachsen ist. . . . Der „Brenner“ ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Der Bund (Bern) . . . So oft uns die Zeitschrift „Der Brenner“ zugeht, müssen wir uns immer wundern, gerade in einer im heiligen Land Tirol (in Innsbruck) erscheinenden periodischen Veröffentlichung einer kühnen Drauflosgängerei in allen Fragen der Poesie, der Philosophie und des Lebens zu begegnen, wie man solche vorurteilslose Freiheit des Denkens und der Diskussion sonst nur in mutigen Kampfblättern von Weltstädten wie in Berlin, Wien oder Paris antrifft. . . .